

*Antal Mádl (Budapest)*

## Lenaus Aktualität heute

Lenau, obwohl vor 150 Jahren in geistige Umnachtung versunken und sechs Jahr später gestorben, kann uns auch heute zum besseren Verständnis der mittel- und osteuropäischen Welt im Vergleich zum Westen des Kontinents verhelfen. Er kannte nämlich beide Welten sehr gut, und seine Herkunft aus dem Karpatenbecken, sein stetes Wandern zwischen dem habsburgischen Vielvölkerstaat und Schwaben über zehn Jahre hindurch bot ihm ausreichende Vergleichsmöglichkeiten. Eine simple Antwort, wozu der heutige Mensch besonders leicht neigt: die eine Welt sei rein und gut und die andere durch und durch schlecht, findet man in seiner Dichtung freilich nicht, aber von einem harten Ringen um eine gemeinsame bessere Welt — in materieller wie in seelisch-geistiger Hinsicht — ist seine Dichtung durchdrungen.

Ein etwas seltsamer Vergleich aus Lenaus Brief an seinen Schwager Anton Xaver Schurz vom 22. Juli 1831 führt uns diesen von ihm erkannten Unterschied auf eine sehr plastische Weise vor. Der Brief berichtet über Lenaus Erlebnisse in Karlsruhe und gibt eine kurze Zusammenfassung seiner Eindrücke, die er in Bayern, in Schwaben und in Baden gewonnen hatte. Mir geht es in diesem Zusammenhang ausschließlich um die Gegenüberstellung zweier Welten und Lebensauffassung, bezogen auf das Verhältnis der Menschen zur Natur. Nach dem Lob, das er Württemberg und Baden spendet, folgt sein Bedenken:

Ich konnte mich eines gewissen Eindruckes des Kleinlichen doch nicht erwehren, und armselig kam mir der Mensch vor, der wie ein Bettler, ein zudringlicher, seine Hand auf jeden Stein rekt, in jedes Loch steckt, daß ihm die Natur was hineinwerfe. Sieh, lieber Alter, da spricht wieder der Ungar aus mir. Die Nachlässigkeit hat doch was Edles, mit welcher der Bauer Pannoniens sein Korn in die seichte Furche wirft und seinen Weinstock mit ein Paar Schnitten abfertigt, und dann unbekümmert nach Hause geht und Tabak raucht. Die schönen Tokayer Weinberge (jezt seh' ich Dich lachen) in ihrer Ungezwungenheit; mit ihren weit voneinander abstehenden Weinstöcken, mit ihren dazwischen gepflanzten Obstbäumen sehen viel besser aus, als die badischen mit ihren terrassenförmigen Abstufungen und engen zusammengedrängten Reben. In Ungarn ist der ganze Landbau eine bescheidene Anfrage bey der Natur, eine ganz und gar nicht heftige Einladung, daß sie kommen möge mit ihren köstlichen Gaben; die Faust des Deutschen pakt die Frau gleich an der Gurgel, und drückt und würgt sie so gewaltig, daß ihr das Blut aus Nas' und Ohr hervorquillt.<sup>1</sup>

Vergleiche dieser Art werden aber nicht nur auf die Außenwelt bezogen. Auch für sich selbst sucht Lenau bei der Beobachtung des Verhaltens der Menschen an den verschiedensten Orten, so auch auf der ungarischen Heide

oder in der damaligen Weltstadt Wien eine Lehre zu ziehen (es ist freilich eine ganz andere Frage, welche Lehren man aus verschiedenen Erscheinungsformen der Umwelt logisch zu ziehen vermag, und welchen davon man tatsächlich folgen kann oder überhaupt gewillt ist zu folgen). Sein vielleicht bekanntestes Gedicht, *Die drei Zigeuner*, das vor dem Zweiten Weltkrieg noch in jedem Schulbuch bis tief in den Osten des Kontinents hinein vorzufinden war, wurde und wird zum Teil heute noch als ein romantisches Bild einer exotischen Welt betrachtet. Doch wollte der Dichter damit viel Wesentlicheres sagen. Es geht darin um das Menschenglück in einer Welt, die nach seinen Erfahrungen, durch seine Reisen nach Wien, nach Amerika, durch seinen Aufenthalt in diesen osteuropäischen Regionen, in einem großen Wandel begriffen war. In jener Welt der ungarischen Puszta fand er noch eine ruhige Ecke mit drei glücklichen, selbsterfüllten Zigeunern:

Dreifach haben sie mir gezeigt,  
 Wenn das Leben uns nachtet,  
 Wie mans verraucht, verschläft, vergeigt  
 Und es dreimal verachtet.

(HKA II 44)

Bereits jener Lenau spricht aus diesem Gedicht, der von Amerika zurückgekehrt, zu der Überzeugung kam, daß das menschliche Glück und die echte Freiheit des Menschen vor allem im eigenen Inneren gesucht und gefunden werden muß.

Die Themenwahl, der Weg zu den am Rande der Gesellschaft lebenden Menschen öffnet für Lenau freilich nicht nur romantische Bilder, nicht nur für ihn und für seine Zeit kaum mehr realisierbare Wege, sondern führt ihn zu einem gewichtigen Problem der gesamten Vormärzzeit, zu den unge lösten sozialen Problemen. Auch hier begegnen wir eine bis heute höchst aktuelle Frage; allein die Dimensionen haben sich geographisch gelegentlich verschoben. Der Hunger, der heute in einigen Gegenden Afrikas droht, das völlige Ausgeliefertsein der Willkür am Randgebiete unseres Kontinents überzeugen uns, daß Lenaus Probleme bis in unseren Tagen ungelöst vor der Menschheit stehen. Die Komplexität von Nationalismus, von ungeheilten sozialen Schmerzen und von einem durch vermeinte Gottglaubigkeit bedingten Fanatismus bildete den Großteil der Thematik, mit der sich Lenau in seinen Werken beschäftigte. Für einen Nationalstolz, der sich gegen andere Völker richtete, hatte er kein Gehör. Das Ungarntum war er keinesfalls bereit, mit der ungarischen Aristokratie zu identifizieren. Im Gedicht *Die Bauern am Tissastrande* bezeichnet er sie als „Törichte Freunde des Alten, / Fahrend in ausgeleierten Gleisen, / Tanzend nach verklungenen Weisen.“ (HKA I<sub>1</sub> 287)

Seine Briefäußerungen enthalten gelegentlich bittere Klagen gegen den Aristokratendünkel, ob ungarisch, österreichisch oder deutsch, wie er ja bei dem Ehepaar des Grafen Alexander von Württemberg mit seiner aus Ungarn stammenden Frau für Lenau vorzufinden war. Als Graf Alexander die Erzie-

herin seiner Kinder, „das hüflöse Mädchen“, wie Lenau sie bezeichnete, auf brutale Weise aus dem Hause wies, nennt Lenau dieses Benehmen eine „aristokratische Verwilderung“ (HKA VI/1 131). Der Dichter setzte sich dann für die Erzieherin ein und besorgte ihr eine ähnliche Stelle in der Schweiz. Sein Gedicht *Mischka an der Theiß* weiß den armen Fischer, die Zigeuner und jene Husaren, die ebenso auch Räuber sein könnten, zusammenzuführen. Die Fortsetzung von diesem Gedicht, *Mischka an der Marosch*, ist dann schon die unerbittliche Rache des ausgestoßenen und von keinem Recht geschützten Zigeuner gegen den Aristokraten.

Liest man dann noch das kurze und sehr frappant formulierte Gedicht über den *Räuber im Bakony*, bekommt man den Eindruck, als würde Lenau — sicher aufgrund der um 1840 bereits aus England und Frankreich einströmenden neuen sozialen Lehren — den Räuber sein Recht zusprechen, seinen Hunger auch mit Gewalt stillen zu dürfen.

Und ists ein Mensch mit Geld und Gut,  
So meint der Hirt [=Räuber]: es ist sein Blut  
Nicht anders, auch nur rot und warm,  
Und ich bin arm.

(HKA II 253)

Das Bild, das uns Lenau über den Fanatismus aus religiösen Überzeugung bietet, ist in seinen epischen Großgedichten, in *Savonarola* und in den *Albigensern* zu verfolgen. In beiden Werken geht es — wenn auch mit unterschiedlichem Vorzeichen — um die Frage, wie werden Menschengruppen, genannt Ketzer, die von der öffentlichen Kirche abweichen, behandelt, bestraft und bitter verfolgt. Der Ausklang dieser Werke ist nur so zu deuten, daß jede Art Intolleranz gegen anders Denkenden oder auf andere Weise an einem Gott Glaubenden, auf eine andere Weise ihr Seelenheil Suchende, letzten Endes zwar zu schrecklichen Massakern führen kann, aber nie zu einer Lösung des Problems, der Spannungen. Wir begegnen hier einer Aussage, die heute genauso oder vielleicht noch mehr aktuell ist, als zu Lenaus Zeit. Ob ein Ausweg aus all den Problemen gegeben ist oder in Zukunft gefunden werden kann, bleibt weitgehend offen in Lenaus Dichtung. Eine bejahende Antwort wird von ihm auf eine fernere Zukunft verlegt.

Die Frage nach dem bisher Gesagten, wer war eigentlich Nikolaus Lenau, der Dichter, der für die engere deutsch-österreichische Literatur des 19. Jahrhunderts ohne Zweifel die größte Begabung war, in seiner Zeit viel gelesen wurde und zahlreiche Menschen ansprach?

Vor allem war er ein unsteter Wanderer. In mehreren Gedichten behandelt er das aus der Bibel bekannte Thema des Ewigen Juden, der Christus auf seinem Leidensweg vor seinem Haus keine Rast vergönnte und dafür als Strafe nie sterben kann, immer in der Welt von einer Stelle zur anderen wandern muß. Lenau verglich sich selbst mit Vorliebe mit Ahasver, dem ewigen Juden.

Hier ist sein Bildniß an den Sarg geheftet,  
 Der einst gekommen, schmachtend und entkräftet,  
 Der einst vor meiner Thür zusammenbrach,  
 Gebeugt vom Druck des Kreuzes und der Schmach,  
 Der mich um kurze Rast so bang beschwor;  
 Ich aber stieß ihn fort, verfluchter Thor!

(HKA I 275)

Der Jude aber wandte sich ab von den Hirten: „Und wieder floh der Wanderer ohne Ruh.“ (HKA I 275)

Lenaus Wanderschaft begann am südöstlichen Teil des damaligen Ungarn, im Banat; sie führte bis nach Amerika und wieder zurück nach Europa. Er entstammte väterlicherseits einer Familie, die ihre Herkunft nach Schlesien zurückführen konnte und der adlige Zunahme von Strehlenau sowie sein Familienname Niembsch, aus dem Slawischen Nimec, Nemeč, Nimbc verweist auf diese Herkunft. Seine Mutter war die Tochter eines wohlhabenden Advokats, des Obersindikus von Pest und ging aus dem deutschsprachigen Bürgertums Ofens, eines Stadtteils der heutigen ungarischen Hauptstadt hervor. Wegen der Trunksucht des Vaters, der deshalb die Militärlaufbahn seiner Voreltern nicht antreten konnte, nur als bürgerlicher Angestellter beim Militär sein Brot erwerben durfte, wurde das Kind in die ärmste Verhältnisse hineingeboren. Nach einigen Jahren war er vaterlos und erst etwa ein Jahrzehnt später nahm sich ein entlassener Militärarzt, Dr. Vogel als Ziehvater seiner und seiner zwei Schwester an. Einer tiefreligiösen Mutter, die sich selbst aufopferte für ihre Kinder, besonders für den heißgeliebten Sohn Niki, standen Onkeln gegenüber, die den religiösen Einfluß ins Gegenteil umkehrten. Hier wurde bereits eine Unsicherheit, ein Zweifel, eine Neigung von einem Extrem zum anderen in die kindliche Seele verpflanzt. Das äußere Leben bestand aus Wanderschaften und Umzug von einem Ort zum anderen: bereits in den ersten Kinderjahren, noch zu Lebzeiten seines Vaters begann dieses Wanderleben. Nach dessen Tod floh die Mutter nach Ofen und fand mit ihren drei Kindern vorübergehend in einem früheren Bestattungshaus eines Militärfriedhofs Unterkunft. Gleichzeitig blieb aber der Anspruch nach Kultur und Kunst in der Advokatentochter aufrecht: ihr Sohn zeigte Interesse für Musik und erhielt einen Privatlehrer. Er wurde auch Schüler des Piaristengymnasiums, der angesehensten Schule der damaligen Stadt. Mit dem Ziehvater Dr. Vogel übersiedelt nach einiger Zeit die Familie nach Tokaj, wo der einstige Militärarzt eine entsprechende Praxis sich erhoffte. Der Sohn setzt seine Studien bei den Piaristen in Nordostungarn (Sátoraljaújhely) fort.

Aus dem bisher Mitgeteilten dürfte hervorgehen, daß die Kindheits- und Jugendeindrücke auf ungarischem Boden von Not und Sorgen begleitet waren. Der inzwischen geadelte väterliche Großvater und besonders die ihrer Herkunft nach adlige Großmutter wollten das einzige männliche Enkelkind schon längst zu sich nehmen. Jetzt, da die Mutter — es waren noch zwei kleine Schwestern hinzugekommen — keinen anderen Ausweg mehr fand, trennte

sie sich von ihrem Sohn, der von den Großeltern standesgemäß erzogen werden sollte. Alldas ging aber nicht so einfach: ein wesentlicher Unterschied zwischen der Zucht im großelterlichen Haus und der zärtlichen Liebe der Mutter, die dem verwöhnten Sohn alles gestattete, hatte seine Folgen. Eine Trennung von den Großeltern, eine völlige Unsicherheit — trotz hoher und vielseitiger Begabung — bei der Entscheidung für einen bürgerlichen Beruf, waren die Folgen. Nikolaus Niembsch absolvierte das dreijährige Philosophiestudium in Wien; aber das war auch das einzige Studium, — das übrigens damals noch keine Berufsausbildung vermittelte — das er beendete. Seine zweimaligen Versuche in der Medizin, in Rechtswissenschaft — einmal in Wien und einmal in Preßburg (Pozsony, Bratislava) — sowie sein verbummeltes Jahr an der landwirtschaftlichen Hochschule in Ungarischaltenburg, waren nach der gediegenen bürgerlichen Auffassung der Großeltern ein völliges Versagen.

Es folgte dann ein Jahrzehnt, in dem er zum Mann herangereift, die Großeltern und später auch die Mutter verloren hatte, vorher noch eine erste leidenschaftliche Liebe, die mit einem unehelichen Kind endete, wobei er nicht einmal seiner Vaterschaft sicher sein konnte. Erste dichterische Versuche und sogar ansehnliche Erfolge begleiteten dieses Jahrzehnt. Das nirgends Zuhause sein und keinen bürgerlichen Beruf zu haben, verbunden mit mancher Abenteuerlust und romantischen Illusionen trieb ihn dann mit der Erbschaft von den väterlichen Großeltern nach Amerika. Vorher hatte er jedenfalls bereits den Weg nach Schwaben und zum Verlag Cotta gefunden, wo seine ersten Gedichte in Druck gingen, während er mit baldigen, großen Enttäuschungen einen Winter in Amerika verbrachte. Von dort zurückgekehrt war er endgültig zum ewigen Wanderer geworden, ohne ein Zuhause, ohne einen Beruf zu haben. Über zehn Jahre hindurch reiste er zwischen Wien und Schwaben im Jahr gelegentlich auch mehrmals hin und her. In Wien fand er provisorische Unterkunft bei seinem Schwager Schurz, bei dem Mann seiner geliebten Schwester Therese, dann bei der Familie Löwenthal, in einem ihrer Häuser, nach dem er sich in Frau Sophie von Löwenthal verliebt hatte. In Schwaben wanderte er von einem Freund zum anderen, wobei das Kernerhaus in Weinsberg, Graf Alexander von Württemberg in Esslingen (Vgl. HKA V/1 278) und das Ehepaar Reinsberg in Stuttgart seine Zufluchtsorte waren.

Ob und inwieweit sich Lenau in diesem Wanderleben wohl gefühlt hat oder nicht, ist eine berechtigte Frage. Die Aussage seiner Gedichte lassen vermuten, daß er immer wieder einen Ausweg gesucht hat, ohne ihn finden zu können. Ebenso ist anzunehmen, daß die feste seelische Verbundenheit zu Sophie von Löwenthal, von der er sich mehrmals mit Gewalt trennen wollte (Heiratsversuch mit der Wiener Schauspielerin Caroline Unger, dann im Jahre 1844 mit der Tochter des Frankfurter Bürgermeisters Marie Behrends), stärker war, als daß er sich für einen Neubeginn seiner Lebensführung hätte entschließen können. Unter solchen Umständen ereilte ihn im Herbst 1844 der völlige geistige Zusammenbruch. Über die Ursache seiner Krankheit

gibt es bis heute unterschiedliche Meinungen: eine syphilitische Ansteckung und deren Folgen auf den Organismus sind kaum auszuschließen, aber ebenso wenig auch eine sträfliche und ständige Überanstrengung des eigenen Körpers und besonders der Nerven, was allein schon einen frühzeitigen Zusammenbruch auslösen mußte.

Wir haben ein Lebensschicksal, eine Lebenstragödie vor uns; ein Leben, das keinesfalls als beispielgebend hinstellen ist. Und trotzdem ergreift uns dieses Leben und die Art, wie Lenau Leben und Dichtung miteinander zu verbinden suchte. Nicht die Ausgewogenheit, das Vorbildhafte ist es, was uns bei Lenau anzieht, sondern im Gegenteil, das ständige Suchen nach einem Lebensziel hier auf Erden und die ständige Befragung, geht es und wenn ja, wie geht es nach dem Tode weiter, d.h. die letzten und die Menschheit schon immer beschäftigten Fragen sind es, auf die er in seiner Dichtung immer wieder zurückkommt.

Daraus folgt auch die Eigenart seiner Dichtung, die ebenso wie sein Leben am Rande zweier oder mehrerer Welten steht und mit keiner dieser Welten fertig werden konnte, aber auch nie bereit war, seinen Kampf mit sich selbst und der Welt aufzugeben. Als er seinen ersten Nervenzusammenbruch einige Tage später brieflich nach Wien an Sophie von Löwenthal mitteilte, und darauf mit dem Hinweis auf ein Zingreff-Zitat die gutgemeinte tröstende Antwort enthält: „Duck dich und laß vorübergahn, / Das Wetter will seinen Willen han!“ — streicht er das Zitat durch und schreibt darüber: „Ich ducke mich nicht!“ Das „nicht“ ist von Lenaus Hand dreimal unterstrichen und danach setzte er drei Aufrufungszeichen.<sup>2</sup>

Das war Lenau, der ewige Wanderer, der ständig Suchende: seine Naturpoesie, wie er selbst hervorhebt, ist kein Harmonisieren mit der Natur, sondern in den meisten Fällen eine Gegenüberstellung zwischen Naturerscheinungen und Vorgängen in der menschlichen Seele. Finden wir einen Gleichklang, so ist es vor allem der Herbst mit seinem annähernden Verwesen, was auf ähnliche Weise das Ende des menschlichen Erdenlebens andeuten sollte. Die vom Dichter selbst erwünschte höhere Einheit aus der Gegenüberstellung zwischen Menschenleben und Natur kann er selbst nur selten verwirklichen. Die unerfüllte Liebe in seinem Verhältnis zu Sophie von Löwenthal, wie das besonders seine Tagebucheintragungen an sie, die erst nach seinem Tode der Geliebten zugingen, das erwünschte und nie erreichte Familienglück, die Sehnsucht nach einem ausgewogenen Eheleben stehen im Hintergrund dieses angespannten Verhältnisses, das unter anderem in seiner Naturpoesie ihren Niederschlag fand.

Die Piaristenschule mit ihrem Lateinunterricht und mit ihrer Bildung in den Humaniora-Fächern, so auch in der Sprachkunst, brachte für den späteren Dichter eine sichere Beherrschung der formalen Poesie und gute Kenntnisse der antiken Literatur mit sich. All das wurde ergänzt durch ein Studium der unmittelbaren ungarischen und auch der deutschen Kultur und Literatur.

Darauf konnte sich das dreijährige Philosophikum in Wien stützen, das Lenau als der Beste in seinem Studienjahr absolviert hatte. Nach heutigen Begriffen könnte man sagen, er hatte in Philosophie und Ästhetik eine ausgezeichnete Bildung genossen, die noch durch sein Interesse und auch durch seine aktive musikalische Betätigung seinen Kunstsinn weiterhin schärfte. Nimmt man all das zusammen, so gehörte Lenau ohne Zweifel im gesamten deutschen Sprachbereich zu den poetisch am meisten gebildeten Dichtern der Vormärzperiode.

Damit dürfte auch sein ständiges Suchen nach einem weiteren Weg der Dichtkunst in der nachgoetheschen und nachromantischen Zeit zu erklären sein. Auch in dieser Hinsicht läßt sich Lenau nicht ohne weiteres irgendeiner Richtung zuordnen. Sein *Faust* ist ein Beweis, wie mutig er sogar an den von Goethe bearbeiteten Stoff heranging, indem er feststellte: „Faust ist zwar von Göthe geschrieben, aber deshalb kein Monopol Göthes, von dem jeder andere ausgeschlossen wäre. Dieser Faust ist Gemeingut der Menschheit“. (HKA V/1 262) Mit seiner Naturdichtung hat er eigentlich der Naturpoesie früherer Jahrzehnte offen den Krieg erklärt, indem er sich von der einfachen Naturbeschreibung lossagte. Sein Mittelalterbild, das er in seinen großen epischen Dichtungen vorführt, widerspricht vollkommen den Vorstellungen der Romantiker über das Mittelalter. Er war auch den Tagesereignissen in seiner Dichtung überhaupt nicht abgewandt. Seine heftigen Angriffe auf Metternich (*Am Grabe eines Ministers*), sein Abschiedsgedicht *An mein Vaterland* (= *Atlantika* 3.), als er nach Amerika zog:

Wie fern, wie fern, o Vaterland,  
Bist du mir nun zurück!  
Dein liebes Angesicht verschwand  
Mir, wie mein Jugendglück!

(HKA I 270)

— erheben ihn in die erste Reihe der politischen Dichtung seiner Zeit, was er mit anderen Gedichten und auch mit dem Versepos *Albigenser* noch weit übersteigerte. Im Gedicht *Protest* schwört er:

Nie wird mein Flügelroß zum Schindergaule  
Für meine Ehre, und mich strafe Gott,  
Sing ich ein Fürstenlied, daß mir, zum Spott,  
Die Hand vom Saitenspiel herunterfaule.

(HKA II 351)

Seine jahrelangen Affären mit der österreichischen Zensur bezeugen, wie er das freie Dichterwort zu verteidigen suchte. Seinen Widerstand gegen die Zensur drückt ein Fünfzeiler sehr treffend aus:

Ihr kriegt mich nicht nieder,  
Ohnmächtige Tröpfe!  
Ich komme wieder und wieder,  
Und meine steigenden Lieder  
Wachsen begrabend euch über die Köpfe.

(*Trutz Euch!*, HKA II 374)

All das ist weitgehend bekannt. Weniger geklärt und eindeutig zu beantworten ist vom Dichterischen, von seiner *ars poetica* her, sein Verhältnis zwischen den Dichtern Schwabens auf der einen Seite und Heine bzw. den Vertretern des Jungen Deutschland auf der anderen. Die Größe von Heine, Büchner und anderer entsprechend hervorzukehren in Literaturgeschichten geschah nicht selten auf Kosten der schwäbischen Dichterschule, wozu Heine selbst, aber auch Gutzkow und andere Jungdeutschen den ersten Anstoß gegeben haben. Sie haben Lenau, weil er bei Cotta veröffentlichte und mit den bekanntesten Dichtern Schwabens eng befreundet war, diesen zugeordnet. Lenaus Protest allein konnte dies nicht verhindern, auch war er nicht nur menschlich viel zu eng mit einigen aus der schwäbischen Dichterschule verbunden. Ihr Dichten, ihr Verfahren im Kleinsten des Alltagslebens, das Menschliche hervorzukehren, ihr Freundeskreis, in dem er hoch geehrt und geschätzt wurde, hat ihm sehr zugesagt, ohne daß er als Dichter dieselbe *ars poetica* vertreten hätte, wie die Schwaben. Er suchte seinen eigenen Weg zu gehen: er kannte wohl die Schwächen der einzelnen Schwabendichter. In seinem Brief an Anton A. Schurz vom 28. Juni 1834 schreibt er folgendes:

Weit entfernt, das wirklich Schöne, das in Mayers Liedern und in den Deinen vorkommt, zu verkennen, kann ich doch mit der fatalen Kürze nicht einverstanden seyn, die den Leser gerade da, wo sich ein poetisches Gefühl in ihm ansinnen will, im Stiche läßt. Es liegt eine gewisse Neckerei darin, ein kindisches Versteckenspielen. Ferner tadle ich dieses Hinausgehen in den Wald, dieses Herumspioniren, ob die Natur nicht irgendwo einen poetischen Anhaltspunkt biete, gleichsam eine Blöße gebe, wo ihr beizukommen ist. Bei dieser Manier (so muß ich allerdings dieses Verfahren nennen) lebt der Dichter gar zu sehr in der Außenwelt, er lauert beständig auf Naturerscheinungen, an welchen er am Ende bloß herumdeutelt. ... Die angeschaute u. und zum Symbol gewandelte Naturerscheinung soll nie Zweck, sondern nur Mittel seyn zur Darstellung einer poetischen Idee.

Selbstkritisch fügt er dann noch hinzu: „Ich weiß recht gut, daß ich selbst gar oft gegen diese Ansicht verfahren bin; allein ich glaube die Ansicht ist richtig.“ (HKA V/1 332-333). Lenau war gleichzeitig mit seinen kritischen Einwänden auch, wie bekannt, ständiger Berater seiner schwäbischen Dichterfreunde und gelegentlich hat er sogar korrigierend in ihre Gedichte eingegriffen. Zahlreiche Briefstellen bieten dazu ausreichende Belege; vgl. u.a. den Brief an Justinus Kerner vom 4. August 1834 (HKA V/1 337-338), oder ebenfalls den an ihn vom 25-28. Januar 1836 über die Korrektur der Gedichte von Alexander von Württemberg. (HKA V/1 442) Als ein allgemein gehaltener Rat an seine schwäbischen und zum Teil Wiener Dichterfreunde ist etwa das Gedicht mit dem Titel *Form* zu verstehen:

Ist die Form auch festgeschlossen,  
Immer noch ists kein Gedicht,  
Wenn um den Gedanken nicht  
Stetig sich des Wort gegossen,

Werfen noch die Worte Falten,  
Kein lebendger Leib, nur Kleid,  
Was sie wecken werden, Lust und Leid,  
Wird im Hörer bald erkalten.

Hört den losen Kern er klappern,  
Wie Toneisenklapperstein,  
Mag das Wort gemeistert sein,  
Ist es doch nur dürres Plappern.

(HKA II 196.)

Gleichzeitig hat er seine Freunde in Schwaben auf seine Weise gegen Heine, Gutzkow und andere immer verteidigt. Die Art, wie die Jungdeutschen Literatur „machten“, war nicht nach seinem Geschmack:

Prophetisch rauscht der Wald: die Welt wird frei!  
Er rauscht es lauter mir als eure Blätter,  
Mit all dem seelenlosen Wortgeschmetter,  
Mit all der matten Eisenfresserei.

(Castle I 367)

Gegen die politisch ausgerichtete Literatur — in der Prosa bei den Jungdeutschen, in der Lyrik dem Österreicher Anastasius Grün folgend bei den politischen Lyrikern zur Mode geworden, die alle auf dieselbe Weise in dasselbe Horn bliesen, — betont Lenau energisch: der Weg des Dichters ist ein schwieriger:

Doch mußt du einsam ihn beschreiten,  
Der Mut allein sei dein Gespann!  
Die Fähre trägt nur einen Mann,

(An denselben, HKA II 199)

Der Dichter muß sich allein durch die Dickicht des Waldes einen Pfad schlagen: „Im tiefen Walde ging die Poesie/ Die Pfade heilger Abgeschiedenheit“ (HKA, II 183) — heißt es im Auftakt des Gedichtes *Die Poesie und ihre Störer*. Noch kräftiger betont Lenau dasselbe in dem Gedicht *An einen Dichter*:

Nur wer sich mit eignen Kräften  
Durch das Dikicht einen Pfad schafft,  
Kann den Kranz sich dauernd heften;  
Kunst ist keine Kameradschaft.

(HKA II 198)

Diese Art dichterisch-ästhetischer Auffassung Lenaus, seine Abgrenzung von den Ultra-Liberalen wird bekräftigt durch ein bisher in Europa noch unbekanntes, während seines amerikanischen Aufenthaltes geschriebenes Gedicht, in dem er sich von der zur Zeitmode gewordenen politischen Literatur noch schärfer abgrenzt.

Die Deutsche Muse glüht im Freiheitseifer;  
Mit vollen Backen ruft sie zru Verschwörung,  
Und bläs't die Gluth wahnwitziger Empörung,  
Vom Mund der Göttin sprudelt Zornesseifer. — — —

(An die Ultraliberalen in Deutschland, HKA II 345)

Der einsame Weg ist nach Lenaus Auffassung ein schwerer, aber der einzig richtige Weg eines Künstlers, der allein zur wahren Kunst führen kann, der allein die völlige Freiheit des dichterischen Wortes nicht nur der Zensur gegenüber bewahrt, sondern sich auch von jedem Modezwang fernhält, denn:

Du siehst das Ufer lockend winken;  
Nimmst du, zu trotzen der Gefahr,  
Von Ruderknechten eine Schar,  
So müßt ihr allesamt versinken.

(HKA II 199)

Als richtiges Verfahren für den echten Dichter bleibt nur:

Wenn mirs beliebt, werd ich hier Blumen pflücken;  
Wenn mirs beliebt, werd ich von Freiheit singen;  
Doch nimmermehr laß ich von euch mich dingen!

(*Die Poesie und ihre Störer*, HKA II. 183)

Ein solcher ästhetisch-künstlerische Standpunkt hat von seiner Aktualität bis heute nichts eingebüßt hat, ebenso wie auch manche Problemstellungen allgemeinen Charakters das Ziel des Menschenlebens betreffend heute ebenso zeitgemäß sind wie zu Lenaus Zeiten. Und trotz des ungeheuren technischen Fortschritts seit dem Vormärz ist die Menschheit seit Lenaus Zeit mit manchen Problemen, die bereits ihn beschäftigten, noch immer nicht fertig geworden.

## Anmerkungen

1. LENAU, NIKOLAUS: *Werke und Briefe*. Historisch-kritische Gesamtausgabe. — Wien, Stuttgart: Österreichischer Bundesverlag (Deuticke), Klett 1989. Bd. V/1, S. 97-99. (Im weiteren gekürzt als HKA, mit Angabe der Band- und Seitenzahl im Text.)
2. GRÜN, ANASTASIUS: *Nikolaus Lenau*. Lebensgeschichtliche Umriss. — Stuttgart, Berlin: o. J. S. 89.